

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

Donnerstag, 13. Januar.

1916.

(4. Fortsetzung.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Rokoko von Felix v. Stenglin.

„Er entschuldigt zu viel. Er sollte strengere Anschauungen haben. Gut, daß Er alt ist.“

Bächle stand da und sah seinen Herrn von unten herauf schuldbewußt an.

„Ist Ihre Durchlaucht schon auf?“

„Freilich, Eu'r Durchlaucht. Ihre Durchlaucht lege die Karte von wege die Erscheinunge.“

„Glaubt Er an die Erscheinungen, Bächle?“ Der Alte wiegte den Kopf.

„'s isch e Zeit, wo viel g'schieht. Im Waschhaus drübe hat's scho wieder gepollert.“

„Ah bah!“

„Eu'r Durchlaucht könne 's glaube, i selber hab's gehört. Und wenn's im Spritzehaus gelärmt hat wie diese Nacht, in dene Fälle hat's immer was gebe im Schloß oder in der Stadt... 's isch scho so, 's sind Beite, wo was in d'r Luft liegt.“

„Torheit, Bächle, Torheit!“ sagte der Herzog, und doch wurde er unruhig. Es lag etwas in der Luft, das fühlte auch er.

Als Bächle schon lange hinaus war, ging Herzog Ludwig Christoph noch nachdenklich in seinem Zimmer hin und her. Gedanken an seine Jugend kamen ihm, verführerische Bilder zogen vorüber, es war, als sei eine neue Jugend in ihm. Die Frühlingsluft drang ins Zimmer und lockte. Bächles Worte kamen ihm in die Erinnerung. Der liebe Herrgott hat es so haben wollen, wie es ist. O Jugend und Liebel!

So ging er bewegt und von allerlei Zweifeln und Anfechtungen geplagt hin und her, ohne in seinen Gedanken und Empfindungen zu einem Ziel zu kommen. Bijou folgte ihm in gemessener Entfernung, und Jonjou stand, die rechte Wite erhoben, vor seinem Korb und beobachtete die beiden, ohne daß er sich darüber hätte klar werden können, was das nun eigentlich bedeuten sollte.

7.

„Wer ist noch da?“ fragte Serenissimus, nachdem er im Bibliotheksaal mehrere Audienzen erteilt hatte, den Leutnant von Rabenhorst.

„Fräulein von der Winde“, antwortete der in strammer militärischer Haltung, den Kopf trotzig emporgerichtet.

„Ach, unsere Veronika! Laßt sie eintreten.“

Veronika kam und verneigte sich tief vor dem Herzog. Rabenhorst warf noch einen unsicheren Blick auf sie, dann ging er ins Vorzimmer und schloß die Tür hinter sich.

„Nun, mein Kind? Ihr wollt mich sprechen? Es muß etwas Wichtiges sein. Wie?“

Veronika stand bleich, aber hochaufgerichtet da.

„Ich bitte Eure Durchlaucht um mein Recht.“

„Euer Recht? Wie? Habt Ihr das nicht?“

„Noch nicht.“

„Ja, aber — welches Recht? Welches Recht?“ Serenissimus wurde ungeduldig, wie immer, wenn er nicht verstand.

Veronikas Stimme klang jetzt weicher. „Ich — liebte —“ sagte sie leise.

Der Herzog sah aufmerksam in ihr Gesicht.

„Sieh, sieh! Und nun?“

Eine Weile zögerte Veronika, dann nahm sie allen Mut zusammen und antwortete:

„Nach der Verordnung Eurer Durchlaucht darf ich darauf rechnen, daß mir Genußtun zuteil wird.“

Sie hielt mutig den Blick des Herzogs aus. Ob man sie schalt, ob sie glücklich wurde, was kümmerte sie das! Sie kämpfte um ihre Ehre. Ihre umränderten Augen, ihre bleichen Wangen sprachen von einer durchwachten Nacht. Am Morgen endlich hatte sie alle Bedenken hinter sich geworfen und ihren Entschluß gefaßt. Seitdem war Ruhe über sie gekommen, fast Gleichgültigkeit. Nur mußte sie nicht an Rabenhorst denken, dann wurde ihr Gleichmut gestört. So bemühte sie sich, ihre Gedanken nur auf die Sache zu richten.

Der Herzog blieb wohl eine Minute lang sprachlos. Er schüttelte den Kopf, machte ein paar Schritte ans Fenster, wandte sich wieder um und sagte leise:

„Ihr auch? Diese Folgen habe ich allerdings nicht ahnen können!“ Dann wurde er lebhafter. „Es geht natürlich nicht, daß ich da offiziell etwas tue. Ich brauche wohl nicht zu raten, wer es ist, wie?“ Er machte eine Bewegung mit dem Kopf nach der Tür zu. Sie schwieg. „Also gut. Ich werde mit ihm sprechen, aber es darf zu keinem Eklat kommen. Es besteht ja kein Verlöbniß soviel ich weiß —“

„Mehr als das“, sagte Veronika ruhig.

„Wie sagt Ihr? Wie? Ihr — Ihr seid doch nicht seine — seine Geliebte?“

Veronika zuckte zusammen, ihre Augen schlossen sich für einen Augenblick, dann machte sie dem Herzog eine tiefe Verneigung.

„Ah! Welch bodenlose Verirrung einer Dame aus guter Familie!“

„Durchlaucht — ich liebte!“

„Ah, bah! Liebtel! Liebt soviel Ihr wollt, aber erst, wenn Ihr den Segen des Pfarrers habt! Liebel! Ist denn das eine Entschuldigung?“

Ein Blick aus verklärten Augen traf den Herzog, und eine von tiefer Bewegung zitternde Stimme sprach langsam und eindringlich:

„Haben Euer Durchlaucht nie geliebt?“

„Ich?“ Der Herzog sah nachdenklich zu Boden.

„Ah, mein Gott, das ist lange her!“ sagte er wie in einem Seufzer.

„Und wenn ein liebebedürftiges Herz ein anderes gefunden hat und in vollen, reinen Glauben ihm anhängt und ihm den ganzen Menschen zum Opfer bringen möchte —“ Veronikas Augen belebten sich, ihre Stimme wurde leidenschaftlicher. „Ah, es tut mir leid, Euer Durchlaucht, daß Sie diesen entzückenden, berausenden, wenn auch nur zu oft verderblichen Empfindungen nie Ihr Herz geöffnet haben, denn wer das nicht tat, ist bettelarm.“

Serenissimus sah aus dem Fenster. Was war es nur, daß dieses junge Mädchen in ihm erweckt hatte? Und wieder, wie heute morgen, stiegen alte Zeiten und vergessene Gestalten vor ihm auf. Dies Sich-ganz-Vergessen, ja, ja! Wie kam's nur, daß die Boge der Liebe ihn davontragen wollte? Waren diese Frühlingstage daran schuld? War sein Erlass, sein Eintreten für das Weib, nicht schon ein Ausfluß gesteigerter, zarter Empfindungen gewesen? In was hatte er sich da verstrickt?

„Könnt' Ihr Euch nicht denken“, begann er da leise, „daß ich auch all das empfunden hätte, aber niemals, so oft es mich auch erfüllte, dem Buge meines Herzens folgen durfte — wie Ihr anderen es dürft — weil ich — ein Fürst war?“ Er sprach es, ohne sich vom Fenster fortzuwenden.

Veronika kam voll Mitleid einen Schritt näher, da wandte er sich um, mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, und fuhr fort:

„Es ist fatal für einen Fürsten, wenn er zu einer Zeit geboren wurde, als der liebe Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß nur solche Prinzessinnen zur Welt kommen ließ, die unausstehlich waren, zum mindesten: dem Betreffenden nicht gefielen. Und er — nun . . . Unbegreiflich, daß er die Präension besaß, nur ein geliebtes Weib zu freien — oder gar keins.“

Veronika wollte dem Herzog zu Füßen sinken, er ließ es nicht dazu kommen. In ihren Augen schimmer-ten Tränen.

„Ich werde erwägen“, sagte er, sich wieder zur Kühle zwingend. „Es sind das Dinge, die ich wenigstens in meiner unmittelbaren Umgebung durchaus cadiert zu sehen wünsche — wenn natürlich auch das Recht für alle gilt, für alle. Ich werde sehen, werde überlegen. Er hat hoffentlich keine Gründe, die ihn von dem Schritte, den Ihr wünschen müßt, zurückhalten . . . Ich meine: keine triftigen Gründe.“

„Er hat freilich Gründe“, erwiderte Veronika, nun auch ihrerseits wieder in anderer Stimmung.

„Ah — und welche?“

„Er stellt einer anderen nach.“

„Nun ja, das glaub' ich wohl. Und kennt Ihr sie?“

„Ich kenne sie, und auch Eure Durchlaucht kennen sie sehr genau. Es ist —“

„Wer?“

„Aglaja!“

Der Herzog sah ungläubig auf.

„Aglaja?! Er stellt Aglaja nach?“ fragte er unwillig. „Stellt ihr nach? Welche unerhörte Dreistigkeit! Will sie auch unglücklich machen? Wie? Das wäre!“

Der Herzog ging zur Thür und öffnete.

„Leutnant von Rabenhorst!“ rief er kurz.

Rabenhorst trat ein und stellte sich in soldatischer Haltung vor seinem Herzog auf. Ein schöner Kerl dachte der. Doch diese Beobachtung war ihm nicht angenehm. Mit ruhiger Bestimmtheit sagte er zu dem jungen Offizier:

„Ich erfahre hier eben von unserer Veronika, daß Ihr um ihre Hand angehalten habt. Brav so! Ich gratuliere Euch und hoffe, daß Ihr der Dame ein guter Ehemann sein werdet. Eure Vermögensumstände sind gleich, und auch alles andere paßt vortrefflich. Ich habe die Hochzeit auf nächsten Samstag festgesetzt. Ihr werdet Euch dazu auf das Landgut von Veronikas Oheim begeben. Haltet Euch gut, damit ich Euch bald befördern kann . . . A propos! Solltet Ihr früher oder später das Verlangen haben, in eines anderen Fürsten Dienste zu treten, so bin ich Euch gern dazu behilflich. Vorläufig dürft Ihr Euren Posten nicht verlassen, im Interesse der Ehre Eurer zukünftigen Gattin. Verspricht Ihr mir das?“

So unangenehm es Rabenhorst war, sein Fürst hatte ihn beim Ehrenpunkt gefaßt, und wie unter einem inneren Zwange gab er sein Versprechen.

„Au revoir also!“ sagte Serenissimus, winkte den beiden mit der Hand und verließ den Saal. —

Rabenhorst verneigte sich ironisch vor Veronika.

„Das habt Ihr klug angefangen. Ihr könnt Euch denken, wie außerordentlich meine Liebe durch diesen Schritt gewachsen ist. Immerhin bin ich Euch Dank schuldig, denn Ihr verhelst mir zu einer Beförderung. Auch nicht übel. Auf Wiedersehen, zukünftige Frau von Rabenhorst, am nächsten Samstag, wenn Euer Opfer zu Euren Füßen gezerrt werden wird! Im übrigen mach' ich mir gar nichts daraus. Wünsche Euch eine vergnügte Ehe!“

Veronika übermannte der Bohn. „Und ich —“

„Nun? Ihr?“

„Wünsche Euch die Hölle auf Erden!“

Dann stürzte sie hinaus.

Wenn Serenissimus diesen Beginn der näheren Beziehungen zwischen den beiden hätte miterleben können, würde er vielleicht etwas stutia geworden sein über die Zweckmäßigkeit seiner Anordnungen. Doch er sah nichts davon. Er war auf dem Wege zum Marstall, den er gewöhnlich gegen Mittag zu besichtigen pflegte. Und leise sprach er vor sich hin: „Ja, ja! Die kleine Aglaja! Das wäre noch besser!“

8.

Der Liebesmonat hatte diesmal die Laune, seinem Namen Ehre zu machen. Es lag ein Pauber in den Büsten gleicherweise von Frische und Wärme. Das Grün und die Frühlingssblumen waren wie ein einziger Strauß, den Amor über die Erde ausschüttete, so daß sie in einen Dammelselinder Raserei geriet. Das war ein Wirpen und Singen, ein Klönen und Schmettern in den Zweigen, wie man es kaum erlebt zu haben glaubte. Und manchmal kam den Geschöpfen wohl die Empfindung, es sei das letzte, und das gab die-tem Jubel der Natur einen wehmütigen Unterton, der bis ins Innerste der Seele drang. Alle Wesen schmückten sich, alle Wesen liebten, nicht zum wenigsten die Menschen in Dorf, Stadt und Schloß.

Die kleine Barbara Pfisterin, die nun das Weib des Tobias Eller war, meinte manchmal wie verberbt zu sein. Tagsüber setzte sie dem brummiigen Wesen ihres jungen Mannes Sohn und Trost entgegen, und abends saß sie doch wieder sehnlichst und wartete sein. Von draußen sang die Nachtigall. „Süße, süße Liebe, süße Liebe!“ Barbara verlangte nach dem, der sie nicht gewollt hatte. Und wenn er da war, girrte sie so lange um ihn herum, bis er geknien war. So verdrachte Gott Amor den Menschen die Nässe.

Veronika atmete in heroischen Gefühlen der Rache, der Verzweiflung, der Reue. Sie litt, und doch hatten ihre Leiden einen Beigehmaß von Wonne. Als sie sich verabschiedete, sagte Prinzessin Emilie:

„Ich erwarte Euch gleich nach der Hochzeit zurück, denn ich kann Euch und Rabenhorst für das Ballett nicht entbehren.“

Da war die arme Veronika sehr niedergeschlagen. Am Wagen stand Rabenhorst, machte eine tiefe Verbeugung und schloß den Schlag. Sie sah zurück und konnte noch bemerken, wie er mit dem Stallmeister lachte. Gewiß freute er sich dieser poor freien Tage ohne sie. Stöhnend kam sie in die Kistler zurück. Und doch stieg es alsbald in ihr auf wie ein unsagbarer Strom des Verzücktheins, wenn sie daran dachte, daß er sie in wenig Tagen als sein Weib einholen werde.

Rabenhorst ging inzwischen mit seinen Gedanken — wie Veronika ganz richtig vermutet hatte — auf allerlei Seitenvegen spazieren. Amor zog ihn von den unerfreulichen Dingen, die er erlebt hatte, ab und zeigte seiner Phantasie immer wieder andere schöne Frauen und malte ihm immer wieder andere Glücksmöglichkeiten vor, die ihn deshalb so schön dünkten, weil sie so flüchtig waren. Am bezauberndsten aber wirkte gerade weil er ihr nun entgehen sollte, das holdselige Bild der kleinen, zierlichen Aglaja auf ihn ein. Doch sie — sie war wie ein plattes Fischlein, das dem Angler immer wieder ent schlüpfte. Es wühlte in ihm vor ungestilltem Verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich meinen verwundeten Mann fand

Eine Reise in Kriegszeiten.

Von M. Plehn.

I.

In der Nacht vom 30. zum 31. August 1914 erhielt ich die Nachricht von der Verwundung meines Mannes in der Schlacht bei Tannenberg. Ich lebte mit meinen Kindern seit Kriegsbeginn in Danzig im Hause meiner Mutter, da wir gleich am ersten Mobilmachungstage aus unserer kleinen ostpreussischen Garnisonstadt fliehen mußten, hab und Gut dem Feinde preisgebend. Vierzehn Tage war ich ohne Nachricht von meinem Mann gewesen. Wer einen seiner Lieben im Felde hat, kennt dies spannende Warten auf die Post, die stündliche Angst und Aufregung vor einer schlechten Nachricht! Ich empfand es daher zuerst fast wie eine Erlösung, als die Depesche mit den so vertrauensvoll klingenden Worten ankam: „Liegt leicht verwundet Reserverlazarett Osterode. E.“ Der Gedanke, daß nun mein Mann momentan den furchtbaren Kämpfen entzogen war mir wundervoll, und dankbaren Herzens bogab ich mich wieder zur Ruhe. Am anderen Morgen verkündete ich es voll Glück den Meinen und ahnte nicht, welch qualvolle Nacht unser armer Vater erlebt hatte, wie nahe er dem Ende gewesen war!

Ich schickte nun gleich ein Telegramm an ihn nach Osterode mit der Anfrage, ob und wann ich hinkommen könnte, und welcher Art die Verwundung sei. Nach stundenlangem Warten kam endlich die Antwort, die schon weniger günstig klang: „Transport erst in einigen Tagen möglich, abholen erst auf Anruf.“ Aber wieder nichts Näheres über den Schuß.

Natürlich war ich sofort entschlossen, den Anruf nicht abzuwarten. Ich ging gleich nach dem Bahnhof und der Linienkommandantur, um die nötigen Erkundigungen über Züge, Fahrverläufe usw. einzuholen. Alles war so ungünstig wie nur möglich. Bis Dirschau konnte man fahrplanmäßig reisen. Alle Herren riefen mir nun dringend, bis zum anderen Morgen zu warten, um nicht die Nacht auf irgend einem Bahnhof oder gar auf freiem Felde liegen zu bleiben. Ich sah das denn auch ein und trat erst am anderen Tage, 6¼ Uhr früh, meine Reise an, wohl ausgerüstet mit Militärfahrschein und reichlichen Vorräten für eventuelle unfreiwillige Rast.

Bis Dirschau ging es verhältnismäßig rasch. Wir erreichten es in 1½ Stunden statt 35 Minuten, aber dann war auch Schluss mit der regelmäßigen Fahrverbindung. Glücklicherweise nahm mich bald ein Militärtransportzug auf, der gerade durchkam, und beförderte mich langsam, aber sicher, wenigstens bis Marienburg.

Hier bekam ich nun von allen Seiten die wenig ermutigende Auskunft, daß es ganz ausgeschlossen sei, heute oder in den nächsten Tagen weiterzukommen! Der Bahnhofskommandant riet mir sogar sehr freundlich, doch lieber gleich nach Danzig zurückzufahren, als hier Tag und Nacht auf dem Bahnhof zu sitzen. So rasch warf ich aber nicht die Flinte ins Korn! Da kannte er schlecht die Energie einer deutschen Offiziersfrau. Nachdem ich mich mit einem saftlosen Filetbeefsteak gestärkt hatte, versuchte ich von neuem mein Heil und ging auf die Telephonstation. Die Beamten waren sehr entgegenkommend, telephonierte in meinem Sinne nach allen Richtungen, ob denn gar keine Aussicht wäre, mich meinem Ziele näher zu bringen. Und siehe da, nach langem Hin und Her wurde ein Postzug aus Danzig gemeldet, der auf Umwegen nach Deutsch-Eylau führe. Nur Lokomotive und ein Wagen. Passagiere würden nicht mitgenommen; nur ein höherer Regierungsbeamter führe mit, der eilige Dienst-sachen überbringen müßte.

Daß dieser Zug mich nach Eylau mitnehmen müßte, war mir sofort klar. Er kam gegen 2 Uhr durch Marienburg und machte nur ganz kurzen Aufenthalt. Dank meiner dringenden Bitten wurde ich wirklich mitgenommen, gleichfalls ein höherer Offizier und eine Schwester, die auch in dringenden Angelegenheiten weiter mußten. Wie froh und dankbar war ich, als wir nach stundenlanger Fahrt und vielen Stationen in Deutsch-Eylau anlangten. Von hier war es nun nicht mehr schwierig, nach Osterode zu kommen; schlimmstenfalls hätte man es mit einem Auto oder Wagen erreichen können. Aber mein guter Stern half mir auch diesmal weiter, indem mich wieder ein Kruppentransportzug aufnahm, der direkt nach Osterode fuhr. Ich bekam sogar ein Coupé 1. Klasse ganz für mich allein, was sehr wohlthuend war für Körper und Geist nach diesem angreifenden Tage.

In Osterode wurden wir auf dem Güterbahnhof ausgeladen, der etwa ¼ Stunden von der Stadt entfernt ist. Es war mittlerweile Abend geworden, kein Wagen, kein hilfsbereiter Gepäckträger ließ sich finden. So stand ich einen Augenblick ziemlich ratlos, ehe ich mich entschloß, mit meiner schweren Reisetasche im Dunkeln loszuwandern. Unterewegs fand sich dann aber ein kleiner Barfüßler, der bereit war, meine Tasche zu tragen, und mir auch den Weg nach dem Reserverlazarett zeigte, wo mein Mann liegen sollte.

Das Herz schlug mir fast hörbar, als wir das Häuschen erreichten, in dem provisorisch das Lazarett eingerichtet war. Die Vorsteherin empfing mich gleich mit den Worten: „Gott sei Dank, daß Sie kommen, gnädige Frau; wir haben Sie schon so herbeigesehnt!“ Auf meine Frage, wie es meinem Manne ginge, antwortete sie ausweichend und rief die Diakonissin, die ihn pflegte. Diese führte mich in ein kleines Zimmer, wo ich im Halbdunkel einen Verwundeten im Bett liegen sah, in dem ich kaum meinen Mann wiedererkannte. Er hatte einen dunklen, wilden Vollbart, tief eingesunkene Augen, bläugelte Gesichtsfarbe, und bei jedem Atemzug stieß er schrecklich röchelnde Töne aus. Ich kam mir zitternd näher und erkannte meinen armen Mann in diesem Schwerleidenden.

Sowie er mich erblickte, lächelte er ein wenig, winkte mir mit der Hand und ließ sich Papier und Bleifeder bringen. Er schrieb dann die Worte auf: „Die Stimme kommt wieder.“

Nun erfuhr ich von der Schwester das Schreckliche! Ein Geschloß hatte meinen Mann quer durch die Brusthöhle getroffen und auch den Kehlkopf verletzt, so daß seine Sprache fürs erste verloren war. Zum Glück war die Speiseröhre unverletzt geblieben, so daß er trotz der Wunden und Schwellungen ohne große Schwierigkeiten ernährt werden konnte. Gleich in der ersten Nacht war, da Erstüdnungsgefahr drohte, der Brusttricherschnitt gemacht worden. Seitdem trug er eine Kanüle. Er hatte furchtbares Durchgemacht, und alle hatten für sein Leben gezittert. Die erste Depesche an mich mit dem „leicht verwundet“ hatte mein Mann noch selbst aufgegeben, aus rührender Rücksicht für mich; er wollte mein Kommen verzögern, um mir den ersten, schrecklichen Anblick zu ersparen.

Nachdem ich die ersten Augenblicke überwunden hatte, galt es vor allem, mich zu beherrschen, meine Angst und mein Entsetzen hinter ruhiger Miene zu verbergen. Ich erzählte, während mir die Zähne vor Aufregung auseinanderklagen, von den Kindern und meiner Reise, merkte aber bald, daß er zu matt war, um mir zuzuhören.

Da fuhr er plötzlich auf, von Güssen geschüttelt. Die Schwester sprang rasch zu, ich half ihn stützen und sah voller Entsetzen, wie aus den offenen Halswunden Blut, Schleim und Eiter spritzte. Ich war so aufgeregt, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte, vor die Tür schlich und fassungslos vor Jammer an der Wand lehnte. Die gute Schwester, die mir gefolgt war, beruhigte mich. Die Gussentwürfe, die sich oft wiederholten, wären nicht so schlimm, wie sie sich anhörten, und keineswegs lebensgefährlich. Ich hatte wirklich das Gefühl gehabt, es ginge zu Ende. — Als ich dann wieder an sein Bett trat, winkte mein Mann mir zu und verlangte Zeitungen. Dann kramte und suchte er selbst so lange, bis er das Extrablatt mit der Bekanntmachung des großen Sieges bei Tannenberg fand. Strahlend zeigte er immer wieder auf das Blatt und sich selbst, voller Freude, daß er auch dabei gewesen war. Alle Schmerzen schienen vergessen, es war ein rührender Anblick.

Der Arzt, der dann erschien, machte unserem Zusammensein ein rasches Ende. Mich an den Nachtwachen zu beteiligen, was ich so gern wollte, wurde mir strengstens verboten. Man schob mich einfach vor die Tür und ließ mich dann mit meinem Jammer allein. In Nachtwachen hatte ich noch gar nicht gedacht, hätte wohl auch nichts bekommen. Das ganze Städtchen war überfüllt mit Truppen, Verwundeten, Sanitätskolonnen; auch die hohen Stäbe, sogar Hindenburg, waren in den Tagen dort. Da erschien zu meiner Freude eine junge Offiziersfrau, die dort wohnte und uns dem Namen nach kannte. Sie bot mir an, zu ihr zu ziehen, obgleich sie auch das Haus voll Einquartierung hatte. Ich nahm es sofort mit Dank an, war froh, nach diesem langen, schweren Tag abends in ein Bett zu kommen.

Mein Hauptgedanke war nun: wie bringe ich diesen schwerkranken Mann nach Danzig, Berlin oder eine andere große Stadt mit guten Ärzten, denn hier war eine Spezialbehandlung unmöglich. Allein mit dem Kranken zu reisen, hätte ich nie gewagt; die vorzügliche Diakonissin gehörte zu

einem Feldlazarett und wurde von mir nicht verlassen. Verhandelt mußte aber werden, so rasch wie möglich. Ich machte mich also gleich am anderen Morgen auf den Weg und suchte mir den höchsten Militärarzt auf, dem die Feldlazarette unterstellt waren. Mit Bitten und Flehen erhandelte ich mir die Schwester zur Reisebegleitung. Ich brauchte mich nur schriftlich zu verpflichten, sie umgehend zurückzuschicken. Im höchsten Grade erpönt ob dieses Erfolges, ging es nun nach dem Bahnhof, der Post und dem Telegraphenbureau, um alles für unsere Abreise zu bestimmen. Den übrigen Tag blieb ich nun ganz bei meinem Mann, d. h. mehr vor der Tür als an seinem Bett, da meine Gegenwart ihn entschieden beunruhigte, und für freudige Erregungen war er noch viel zu schwach. (Zensf. Wn.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kunst und Künstler in Bulgarien. Die Lebenskraft und der Aufschwung unserer jüngsten Bundesgenossen, der Bulgaren, kommen in der Mannigfaltigkeit und Frische der bulgarischen Kunst zum Ausdruck, die um so bemerkenswerter ist, als ihre Entwicklung sich in einer verhältnismäßig sehr kurzen Zeitspanne vollzog. Wie in einem der bulgarischen Kunst gewidmeten Artikel von Paul Vindenberg im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ ausgeführt wird, traten Werke bulgarischer Künstler zum erstenmal in der Kunstausstellung der Vorkamreise, die der jetzt vertriebene Serbentönig Peter im Jahre 1905 in Belgrad feierlich eröffnete, in Form einer großen Sammlung vor die Öffentlichkeit. „Die fremden Besucher waren überrascht, daß der junge bulgarische Staat auch auf diesem Gebiet seine Nachbarn glänzend schlug. Nach den langen Jahrhunderten der Unterdrückung suchte Fürst Ferdinand eine allmähliche Umwandlung herbeizuführen. Fürst Ferdinand wußte sehr zu schätzen, was die Kunst für sein Volk und dessen Ansehen nach außen bedeutete; er wirkte den sich langsam zeigenden Anfängen einer nationalen künstlerischen Entwicklung nach, berücksichtigte dies in möglichst umfassender Weise bei der Ausschmückung und Umgestaltung seines Schlosses in Sofia, zog junge Talente heran, setzte ihnen aus seinem eigenen Vermögen jährliche Unterstüzungen aus, damit sie im Ausland studieren konnten, kaufte ihre Werke und gab fördernde Anregungen zur Veranstaltung der ersten Kunstausstellung in Philippopolis und Sofia, wie ihm auch die in letzter Stadt 1896 erfolgte Begründung der staatlichen Kunstschule, die kürzlich in eine Akademie für bildende Künste umgewandelt wurde, zu danken ist.“ Das farbige Land- und Stadtleben in Bulgarien, die Gebräuche der Bauern und die vom südlichen Meer bis zu den nördlichen Balkanbergen wechselnde Reichhaltigkeit landschaftlicher Reize bieten den bulgarischen Künstlern genugsame Anregung. Auch die Geschichte der älteren und die Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit geben reichlichen Stoff. Am liebsten aber beschäftigen sich die bulgarischen Künstler mit den Bildern aus dem Volksleben, und dies vor allem gibt ihren Werken einen besonderen Charakter. „Verlobung, Trauung und Vermählung sind mit allernhand unalten feierlichen Vorschriften umrankt, die aufs genaueste auch heute noch eingehalten werden. Im Hochzeitszuge, bei dem die Krone der Braut von einer ihrer Freundinnen gehalten wird, tanzen drei junge Mädchen. Tod und Begräbnis sind gleichfalls von allernhand feierlichem Gepränge begleitet, und von tiefem Eindruck ist die „Zaduschniza“, die Totenmesse auf den Friedhöfen, die viermal im Jahre begangen wird. Malerisch und farbenfroh sehen die Mädchen und Frauen aus, wenn sie ihre Gewänder sowie den häufig altererbten Gold- und Silberstickt angelegt haben. Auf's wärmste ist es anzuerkennen, daß jene oben erwähnte Akademie für bildende Künste in Sofia ihren Schülern und Schülerinnen das Studium jener vollstündlichen Sitten und Gebräuche vorzeichnet und daß die mit der Akademie verbundene Kunstgewerbeschule auf das hingebendste die charakteristischen alten überreste bulgarischen Kunstgewerbes pflegt und einen sehr merklichen Einfluß ausgeübt hat auf die betreffenden Zweige der heimischen Industrie, namentlich jene der Keramik und Webereien. Tüchtige Meister lehrten und lehren an jener Kunsthochschule, deren erster Direktor Robonn

war, war, der, obwohl seine eigene auf vorzüglicher Weise gestanden und er seine künstlerische Ausbildung in Prag und München erhalten, als einer der hauptsächlichsten Vertreter der bulgarischen Kunst bezeichnet werden darf. Neben ihm sind sein Landsmann Jaroslav Wefin zu nennen, A. Mitoff, der Landschaftler, und, als Jüngster dieses erlesenen Kreises, Nicola Michailow.“

Die psychischen Geschosswirkungen auf Tiere. Die außerordentliche Verbreitung der Kampflinien in diesem Krieg und das monatelange, von Infanteriefeuer und Artilleriebuellen stärkster Art begleitete Ausharren in demselben Gebiet boten genugsam Gelegenheit, das Verhalten der Tiere des Waldes und Feldes im Kriegsgebiet zu beobachten. Die Wirkung des Geschosslärms auf die Tiere ist bei den einzelnen Arten und Rassen verschieden. Im allgemeinen aber steht fest, wie der Bezirksstierarzt Reuter im nächsten Heft der „Umschau“ ausführt, daß die Wirkung der Geschosse auf die Tiere auch eine indirekte, nämlich eine psychische, ist. Wenn auch unser einheimisches Wild bis zu einem gewissen Grad an den Knall der Jagdflinten gewöhnt ist, so vermag es doch dem Massengefeuer und Kanonendonner schon rein psychisch nicht standzuhalten. So konnte man kurz nach Beginn des Kriegs feststellen, daß das Wild vom westlichen Kriegsschauplatz in großen Mengen nach Luxemburg, der Schweiz und den vom Krieg nicht betroffenen Gebieten Frankreichs wanderte. Und zwar ergriff zuerst das Schwarz- und Rotwild die Flucht, während die sonst als so furchtsam bekannten Hasen merkwürdigerweise länger ausharrten. Auch die größeren Arten von Federwild, sowie die Seeadler und Wildenten an den masurischen Seen wurden durch den Geschosslärm vertrieben. Auch die wilden Wölfe hielten dem Schlachtenlärm nicht stand. Besonders Interesse verdient das Verhalten der Singvögel. So wurde offensichtlich an den Fronten bemerkt, daß besonders die Drosseln, Lerchen und Buchfinken selbst in den bewegtesten Kampfgebieten verblieben sind, auch die Rebhühner, Falken und Krähen scheint der Geschosslärm wenig zu stören. Die psychische Wirkung der Geschosse auf die Tiere äußert sich als Beeinträchtigung und manchmal auch Aufhebung des Bewußtseins und Empfindens. Direkte Geisteserkrankungen — Psychosen — kommen nur vorübergehend vor. Die Einwirkung hat entweder eine mechanisch nachweisbare Ursache, wie Verletzung von Nervensträngen im Zentralnervensystem infolge der Stärke der Luftwellen, oder sie bestehen in rein seelischen Störungen als Folge von Schreck, ungewohnten Reizen durch die Detonation auf das Gehirn und Rückenmark. Auf diese Weise kann es zu einem Nervenschok kommen. Letztere Störungen, die an Tollwut gemahnen, sind meist nur vorübergehender Natur. In seltenen Fällen haben sie zu Schlaganfall oder sogar zum Tod geführt. Wie beim Menschen, ist auch beim Tier der Nervenschok die weitaus am häufigsten vorkommende Art der psychischen Geschosseinwirkung. Nicht immer kommt es zu einem vollständigen, katastrophalen Zusammenbruch; es kann auch ein oberflächlicher Schof eintreten, bei welchem zwar auffällige psychische Störungen in die Erscheinung treten, sich aber bald wieder von selbst verlieren, so daß eine eigentliche Erkrankung ausbleibt. Dies wurde vielfach bei Hunden beobachtet. Der „Verein für Zucht und Ausbildung von Sanitätshunden“ sucht daher schon in den Garnisonplätzen die Tiere an den Schall der Geschosse zu gewöhnen. Es gibt eben auch viele schußscheue Hunde. Im Feld wurde beobachtet, daß die deutschen Schäferhunde sich, wie die deutschen Kriegspferde, verhältnismäßig leicht an den Kriegslärm und die Detonation gewöhnten. Gleichwohl kamen auch vereinzelt Todesfälle bei Pferden infolge von Schof und Explosionswirkung der Schwerkgeschosse vor, ohne daß bei der Sektion Verletzungen nachgewiesen werden konnten. Rehe und selbst Füchse wurden schon im Nervenschok durch Geschosseinwirkung ohne Schutzverletzung betroffen, indem dieselben starr stehen blieben und beim Zugehen auf sie nicht auswichen. Man hat dies Verhalten auch als „Schrecklähme“ bezeichnet. Im allgemeinen zeigte sich, daß die reineren Rassen auch dem Geschosslärm gegenüber psychisch empfindlicher sind, als die weniger hoch entwickelten. So sind unter den Pferden die Voll- und Halbblüter psychisch weniger widerstandsfähig als die Kaltblüter. Erwähnt sei noch, daß die deutschen Kriegspferde sich mit der Zeit weit besser an den Kanonendonner zu gewöhnen vermochten, als die russischen.